



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Arnold Retzer

Systemische Paartherapie

Konzepte – Methode – Praxis

Klett-Cotta

Der Autor:

Arnold Retzer, Privatdozent, Dr. med., Dipl.-Psych., Facharzt für Psychosomatik und Psychotherapie, Psychotherapeut und Organisationsberater, Lehrtherapeut, Supervisor und Coach, Gründer und Leiter des Systemischen Instituts Heidelberg (SIH). Autor und Herausgeber von 9 Büchern und über 150 Fachartikeln.

www.arnretzer.de

www.si-hd.de

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2004 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659 Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Klett-Cotta-Design

Gesetzt in der 10,25/12 Punkt Minion von Kösel, Krugzell

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von CPI, Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94714-4

Fünfte Auflage, 2015

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Liebe, zwangsjackenschön.
Paul Celan

INHALT

Am Anfang – ein Ende	13
I. Paare, Ehen und Familien: Sinn und Kommunikation	17
1. Die Liebesbeziehung	22
1.1. Die Liebesbeziehung: Ein sinnstiftendes Kommunikationssystem	22
1.2. Liebesmythen und ihre Funktionen	26
1.2.1. Die exklusive Funktion des Liebesmythos	28
1.2.1.1. Die Ausgrenzung von Gesetz und Gebot	29
1.2.1.2. Die Ausgrenzung von herrschender Moral, Politik und Vernunft	29
1.2.1.3. Die Ausgrenzung von Familie	31
1.2.1.4. Die Ausgrenzung von Herrschaft und Beherrschung	33
1.2.1.5. Die Ausgrenzung von Berechenbarkeit, Wahrscheinlichkeit und Zufall	36
1.2.1.6. Die Ausgrenzung von Zeit, Tod und göttlicher Gnade	37
1.2.1.7. Die Ausgrenzung von differenzierten Funktionen	39
1.2.2. Die inklusive Funktion des Liebesmythos	40
1.2.2.1. Die Wiederverzauberung der entzauberten Welt	41
1.2.2.2. Die Selbstaneignung durch Besessenheit	42
1.2.2.3. Gesehen werden, um zu sein	43
1.2.2.4. Vom Verlust zum Gewinn, vom Verrat zum Geheimnis	44
1.3. Der Kommunikationscode der Liebe	45
1.4. Wenn die Liebe zum Problem wird: Sieben Liebesprobleme	49
Liebesproblem 1: Verpflichtung, richtig zu lieben	49
Liebesproblem 2: Erwiderte Liebe und Gewißheit	50
Liebesproblem 3: Furcht vor der Wunscherfüllung	51
Liebesproblem 4: Auf Leben und Tod	51
Liebesproblem 5: Aufrichtigkeits- und Offenbarungsverpflichtung ...	53
Liebesproblem 6: Liebessehne	54
Liebesproblem 7: Sexualität und Liebe	54
2. Die Partnerschaft	56
2.1. Das Geheimnis von Anfang und Ende: Schicksal oder Entschluß?	57
2.2. Bekenntnis oder Geständnis?	58
2.3. Absolute Unverträglichkeit oder relative Verträglichkeit?	59
2.4. Geschenkt oder getauscht?	61

2.5.	Unverkäufliches	68
2.6.	Zweierlei Gefährdungen	70
2.7.	Sozial integrativ oder exklusiv asozial?	71
3.	Die Liebe als Lösung: Unterschiede	74
3.1.	Der existentielle Unterschied	74
3.2.	Der kommunikative Unterschied	75
3.3.	Der Erlebnis-Unterschied	76
3.4.	Der Sinn-Unterschied	77
4.	Vom Vertragen zum Ertragen und warum das Glück nicht glücklich macht	79
II.	Das Kunsthandwerk des systemischen Paartherapeuten ..	83
1.	Die Kunst der Störung	85
2.	Das Handwerk der zirkulären Befragung	88
3.	Das Handwerk der lösungsorientierten Befragung	92
4.	Die Kunst der Störung problematischer Muster	95
5.	Die Kunsthandwerkstatt: Das paartherapeutische Setting	100
6.	Das Handwerk der Neutralität	102
6.1.	Die soziale Neutralität	102
6.2.	Die Konstruktneutralität	103
6.3.	Die Veränderungsneutralität	104
6.4.	Die Methodenneutralität	110
6.5.	Die Systemneutralität	111
7.	Die Kunst der Beschreibung	113
8.	Die Kunst der Einladungen: Einladungen erkennen, bevor man sie annimmt	124
9.	Die Kunst der Unterscheidung	129
10.	Die Kunst der Triangulation: Was tun?	135
	 EXKURS I: Dreiecksgeschichten über Dreiecksgeschichten oder: Wo das Abwesende besonders anwesend sein kann	 144
11.	Die Kunst des paartherapeutischen Erstgesprächs	193
11.1.	Vorbesprechung und Hypothesenbildung	193
11.2.	Kontextmarkierung durch Settinginformation	194
11.3.	Klärung des Überweisungskontextes	195
11.4.	Auftragsklärung	196
11.5.	Bisherige Lösungsversuche	197
11.6.	Das Lösungswunder und die Veränderungsneutralität	197

11.7. Die Konstruktion von Triaden	198
11.8. Auslösesituationen	199
11.9. Interaktionelle Konsequenzen von Veränderungen	200
11.10. Theorien und Erklärungen des Paares	200
11.11. Erzählbarkeit des Liebesmythos	201
11.12. Exploration der Zukünfte	201
11.13. Neutralitätsprüfung	202
11.14. Hypothetische Vorwegnahme einer Intervention	203
11.15. Die letzte Frage	203
11.16. Reflexions- und Strategiepause	204
11.17. Abschlußintervention	205
11.18. Nachbesprechung und Dokumentation	205

EXKURS II: Wechselfälle eines Erstgesprächs – Erst wenn Du nicht mehr . . . , dann auch ich nicht mehr	207
--	-----

12. Die Kunst der Übergänge	236
13. Die Kunst des Scheiterns	242

III. Womit auch zu rechnen ist

1. Sex	245
1.1. Was sind sexuelle Phänomene?	246
1.2. Sexuelle Probleme: Plus- und Minussymptome	246
1.3. Öffentlich – privat	248
1.4. Der interaktionelle Kontext sexueller Problemproduktion	250
1.5. Erklärungen für sexuelle Probleme	250
1.5.1. Paarprobleme erzeugen sexuelle Probleme, sexuelle Probleme erzeugen Paarprobleme	253
1.5.2. Die politisch korrekte, respektvolle und ethisch einwandfreie Sexualität	254
1.5.3. Das sexuelle Spielfeld für das Beziehungsspiel	256
1.5.4. Der sexuelle Liebestest	257
1.5.5. Sexualität als Mittel und Zweck – gleichzeitig	257
1.5.6. Die aufklärende Aussprache über Sexualität	258
1.5.7. Die Sicherstellung sexueller Spontaneität	258
1.6. Therapeutische Konsequenzen	259
1.6.1. Die Beschreibung des Produktionsprozesses sexueller Probleme	259
1.6.2. Die Therapie der sexuellen Minussymptomatik	259

1.6.3. Die Therapie der sexuellen Plussymptomatik	261
1.6.4. Die Therapie der sexuellen Mischsymptomatik	261
2. Affären	263
2.1. Der Unaufrichtigkeitsverdacht: Fakten zwischen Wahrheit und Lüge ..	263
2.2. Die Rolle der Paartherapie im Affärengeschehen	265
2.3. Das Chaos der akuten Krise	266
2.4. Die zielorientierte Affärenbearbeitung	269
2.5. Nach der Affäre	269
2.5.1. Ein Paar – unterschiedliche Ziele – vom Ende zum Anfang	269
2.5.2. Über die Kunst, sich bei der Sinnsuche zu verlaufen	273
2.5.3. Der Ausgleich – oder: Was kostet eine Affäre?	274
2.5.4. Das Geschenk des Vergebens und der Fluch der Freiheit	277
2.6. Am Ende: die Affäre – Am Beginn: die Affäre	284
3. Konflikte	285
3.1. Konfliktkulturen	285
3.1.1. Die Harmonieerzeugungskultur	286
3.1.2. Die Konfliktlösungskultur	287
3.1.3. Die Konfliktvermeidungskultur	288
3.2. Die Kunst der Produktion unproduktiver Konflikte	289
3.3. Therapeutische Konsequenzen	291
3.3.1. Therapie oder Kontrolle?	291
3.3.2. Neutralität sichern!	291
3.3.3. Extrempositionen besetzen!	292
3.3.4. Hypothetische Zukünfte!	292
3.3.5. Fragen stellen – Antworten meiden!	293
3.3.6. Eskalationsmuster nutzen!	293
3.3.7. Botschaften splitten!	294
3.3.8. Dissoziation erzeugen!	294
3.3.9. Tausch verhandeln!	295
3.3.10. Höhere Mächte einführen!	295
3.3.11. Kleine Störungen einführen!	296
3.3.12. Lachen!	296
3.4. Der pragmatische Konsens	297
IV. Entwicklungsphasen von Paarbeziehungen	299
1. Orientierungsphase: Wo will ich hin?	301
1.1. Die Sicherstellung des Bekannten: Nur nichts Neues	302
1.2. Der große Unterschied: Alles neu	303
1.3. Mehrere sich ausschließende Ziele gleichzeitig	304
1.4. Bescheidene Ziele für anspruchslose Pragmatiker	305

2. Partnerwahl: zusammenkommen, verlieben, kennenlernen	307
3. Vertragsabschluß und Aktivitätskoordination	309
4. Erste Evaluation	310
5. Produktionsbeginn: Kinder, Karriere, Kapital... ..	311
6. Produktstabilisierung: Kinder und Karriere laufen, Kapital akkumuliert... ..	314
7. Produktautonomisierung.....	316
8. Pensionierung: Genuß oder Rache? Neuer Vertrag oder Kündigung? Organisation von Zukunft: Produktion von Pflege, Erbe... ..	320
9. Tod des Partners: Zwischen Erlösung und Lebensuntüchtigkeit	324
10. Am Ende – der Schluß aus dem Vorherigen	325

EXKURS III: Wenn die Scheidung vor der Hochzeit kommt

Am Ende – ein Anfang?	341
Bibliographie	343
Sachregister	349

AM ANFANG – EIN ENDE

Paartherapien fangen an, wenn irgend etwas zu Ende geht oder zu Ende gegangen ist: Die Liebe ist zu Ende, der Spaß hat aufgehört oder man ist einfach mit seinem Latein am Ende. Paare kommen an irgendein Ende von irgend etwas, was der Anfang von etwas anderem sein kann, vielleicht etwas Neuem, vielleicht aber auch etwas Altem, aber inzwischen Verlorenem. Das Ende verbindet sich mit dem suchenden Blick, dem Blick nach vorn in das unbekannt Neue oder dem Blick zurück an den Anfang, als alles oder zumindest manches noch anders war. Paare beziehen sich also in dieser Situation des Endes auf etwas, was gar nicht da ist: auf Abwesendes. Das ist aber gar nicht so einfach bzw. geradezu unmöglich, denn wir brauchen, um uns auf Abwesendes zu beziehen, irgend etwas Anwesendes, das uns auf das Abwesende hinweist. Insofern ist das anwesende Ende der Hinweis auf einen abwesenden Anfang, sei dieser nun neu oder alt, er ist in jedem Fall nicht (mehr) da. Es steht also die Frage: wo? Die Antwort – soviel scheint schon klar – ist zumindest: anderswo! Das zu wissen ist nicht wenig. Nur dadurch kann etwas beginnen – wieder ein Anfang –, was für viele Paare und auch in vielen Paartherapien das Wichtigste nach dem Ende ist: das Suchen. Suchen ist nur möglich für jemanden, der den Unterschied kennt zwischen dem, was ist, was er sieht, und dem, was er nicht sieht, weil es beispielsweise noch nicht oder nicht mehr ist. Das Suchen kann erschwert, das Finden unmöglich sein, weil das, was man sucht bzw. zu finden hofft, nicht mehr existiert. Manchmal kann es aber auch sein, daß etwas anderes die Sicht verstellt, man das Gesuchte also nicht sehen kann und es deshalb auch nicht finden wird. Dann kann es gut sein, daß das die Sicht Verstellende nicht mehr da ist. Wenn es zu Ende ist, wird der Blick wieder frei auf das Gesuchte, und es kann vielleicht wieder ein Anfang gefunden werden. Ist dieser schließlich gefunden, kann es dem Finder völlig egal sein – und das ist es ihm auch meist –, wo er das Gesuchte gefunden hat, denn er ist ganz eingenommen von dem, was er gesucht und nun endlich gefunden hat.

In dem amerikanischen Spielfilm *Don Juan de Marco*¹ werden diese Prozesse des suchenden und hoffentlich findenden Blickes von einem Ende auf einen Anfang poetisch-meisterlich und zugleich prosaisch-alltäglich dargestellt. Wahrscheinlich ist es ohnehin diese Mixtur, die den Film zu der wichtigsten Kunstform für Paare und deren Liebesglück und Liebesleid werden ließ, zumindest zur wichtigsten

¹ Buch und Regie: Jeremy Leven. Produktion: Francis Ford Coppola. Darsteller: Johnny Depp, Marlon Brando, Faye Dunaway, Geraldine Pailhas, Bob Dishy.

Quelle, aus der man noch Anregungen und Anleitungen für sein Liebesleben beziehen kann und bezieht. Gerade deshalb ist auch der Film *Don Juan de Marco* ein sowohl für Psychiater als auch für Paartherapeuten interessanter Lehrfilm. Aber natürlich auch ein für Paare und sogar für paartherapeutische Zwecke nutzbarer Film. Er erzählt unter anderem die Geschichte des Psychiaters Jan Mickler, der zehn Tage vor seiner Pensionierung den Fall eines jungen Mannes übertragen bekommt, der eine Zorromaske und ein schwarzes Cape trägt und in Latinodialekt behauptet, Don Juan de Marco und der größte Liebhaber der Welt zu sein.

Mickler ist fasziniert von Don Juans Überzeugungskraft und dessen wahnhafter Leidenschaft für die Liebe und die Frauen. Er läßt sich von seinem letzten Patienten anstecken, und es entstehen neue, fast schon vergessene, d. h. für verloren gehaltene Möglichkeiten. Eine davon ist der folgende Dialog zwischen Jan Mickler und seiner Frau. Um sich die Szene, besonders die Brisanz der dabei verwendeten Flug-Metaphern, voll und ganz erschließen zu können, muß man den Film eigentlich sehen. Hier kann daher nur mit ein paar szenischen Hinweisen nachgeholfen werden, um die Imaginationen des Lesers zu unterstützen. Jan Mickler wird von Marlon Brando dargestellt, und zwar in der Phase seines Lebens, in der er seine schauspielerischen Leistungen noch durch sein massives Übergewicht eindrucksvoll ergänzt. Seine Frau wird von Faye Dunaway gespielt, die gerade ihre Gartenarbeit unterbrochen hat und mit der Gartenschere in der Hand gegenüber ihrem Mann auf einem der Gartenstühle Platz nimmt, um kurz zu verschnaufen.

Faye Dunaway: Du gehst Montag in den Ruhestand. Was sollen wir dann machen?

Marlon Brando: Wir werden richtig abheben, das kann ich Dir flüstern.

Faye Dunaway: Ich muß Dir jetzt mal was sagen: Mir gefällt es hier, mir gefällt mein Garten.

Marlon Brando: Wir sollten die Luft erobern wie zwei Adler!

Faye Dunaway: (*entsetzt und ungläubig, aber auch mit einer Spur von Mitleid*) Daß ich in dieses Bild passe, glaube ich nicht.

Marlon Brando: Oh, was ist auf einmal nur los mit Dir? Was redest Du da?

Faye Dunaway: Ich weiß es auch nicht.

Marlon Brando: Ich will endlich herausfinden, wer Du bist.

Faye Dunaway: Du weißt doch genau, wer ich bin. Wer macht Dir schon seit 32 Jahren den Kaffee?

Marlon Brando: Paß auf! Das mit den schmutzigen Kaffeetassen brauchst Du mir nicht zu erzählen. Ich kenne die Fakten alle. Aber ich will jetzt endlich alles von Dir wissen.

Faye Dunaway: (*wird ernst*) Was möchtest Du wissen?

Marlon Brando: Ich möchte gerne wissen, was für Hoffnungen und was für Träume Du hattest, ehe sie uns unterwegs verlorengingen, weil ich mit den Gedanken nur noch bei mir selbst war.

Faye Dunaway: (*lacht sich ihre Tränen weg*)

Marlon Brando: Was ist so witzig?

Faye Dunaway: (*weint*) Ich dachte schon, Du fragst es nie.

Hier fragt einer nach dem Anfang, nach dem Verlorenen – vielleicht noch rechtzeitig vor dem Ende, vielleicht kann er aber auch erst nach dem Ende fragen. Und das ist einer, der Glück hat, denn er fragt jemanden, der nur darauf gewartet hat, gefragt zu werden.

Aber Glück gehört zum Finden dazu. Man kann sich ja bekanntlich nicht einfach entscheiden, zu finden. Man kann sich lediglich entscheiden, zu suchen. Aber wenn man das nicht tut – zu suchen, zu fragen –, wird man auch nicht finden. Das suchende Fragen ist die Bedingung, die herzustellen ist, daß man finden kann, aber nicht finden muß. Es kann auch sein, daß sich gar nichts einstellt. Das Suchen bleibt also riskant.

Mit dieser Bereitstellung von Bedingungen des Findens ohne Erfolgsgarantie beschäftigen sich Paartherapeuten zusammen mit den Paaren, die sie aufsuchen. In Paartherapien werden dazu eine Menge Fragen gestellt, und es stellen sich eine Menge Fragen zu den Phänomenen Paare, Paarbeziehung und Paartherapie.

Was ist eigentlich ein Paar oder eine Paarbeziehung? Wie kommen Paare zusammen? Wann und warum beginnen Paarbeziehungen und werden wie und wodurch aufrechterhalten oder auch wieder aufgelöst? Wie kommen Entwicklungen zustande, die nicht zu selten (vorläufig) in Haß, Verzweiflung und Elend enden? In welchen Zuständen befinden sich Paarbeziehungen, wenn sie sich dem Abenteuer einer Paartherapie bzw. einem Paartherapeuten aussetzen? Womit müssen also Paartherapeuten rechnen? Was passiert dann in Paartherapien und mit welchen Ergebnissen? Was sind die besonderen Herausforderungen und Aufgaben von Paartherapie? Wie hängt das, was Paartherapeuten tun, mit den Antworten zusammen, die Sie sich selbst auf all diese Fragen geben?

Diese Fragen sollen in diesem Buch mit Hilfe und unter Begleitung der Konzepte der modernen System- und Kommunikationstheorie gestellt und beantwortet werden, um das zu begründen, was Paartherapie sein kann. Die Antworten, die gefunden werden und in die paartherapeutische Praxis einfließen, begründen dann eine systemische Paartherapie. Dies erscheint um so notwendiger, als Paartherapie vielleicht zu den schwierigsten Therapieformen überhaupt gehört. Vielleicht auch deshalb, weil zwar schätzungsweise 80% aller Therapeuten in ihren Praxen Paartherapien durchführen oder zumindest mit Paaren reden, aber kaum einer dieser Therapeuten in einer entsprechenden paartherapeutischen Ausbildung eine paartherapeutische Kompetenz erworben hat. Die meisten praktizieren Paartherapie ohne eine entsprechende Ausbildung und ohne entsprechende Supervision durch jemanden, der etwas davon versteht. Das bedeutet nicht, daß auch diese Therapeuten keine effektiven Paartherapien mit ihren Klientenpaaren durchführen können,

von denen die Paare ihren Nutzen haben. Es genügt ja eigentlich, wenn Paartherapeuten wissen, was sie tun sollen.

Sich in Paartherapie zu begeben, hat also nicht selten etwas von einem Glücksspiel. Man kann auch Glück haben: Denn natürlich kann es einem passieren, an einen Paartherapeuten zu geraten, von dem man profitieren kann. Um so notwendiger erscheint es aber angesichts des Bedarfs, der Nachfrage und den Angeboten an Paartherapie, diese auf eine konzeptuell und methodisch nachvollziehbare Basis zu stellen und damit Paartherapie zu einer lehr- und lernbaren professionellen Fertigkeit zu machen. In diesem Buch soll daher erklärt werden, warum etwas Bestimmtes getan wird und etwas anderes gerade nicht. Dadurch kann, indem therapeutisches Handeln verantwortet wird, verantwortlich gehandelt werden. Man muß dem nicht zustimmen, aber dann hat man wiederum die Verantwortung, auch dies zu begründen. Insofern dienen die gestellten Fragen auch der Entwicklung und Vermittlung einer solchen konzeptuell und methodisch fundierten Paartherapie, hier: einer systemischen Paartherapie.

Dazu werden in diesem Buch sowohl neuere systemtheoretische Konzepte zur intimen Kommunikation und zu den Sinnsystemen von Liebesbeziehungen und Partnerschaften dargestellt und von anderen sozialen Systemen wie z. B. der Familie abgegrenzt als auch die Entwicklungsprozesse von Paarbeziehungen unter dem Aspekt ihrer Risiken, Chancen und Herausforderungen für Paartherapeuten dargestellt, erklärt und bewertet. Von diesen systemtheoretischen Modellen der Intimität werden Methoden abgeleitet, die zum lehr- und lernbaren Kunsthandwerk des systemischen Paartherapeuten gehören. Die Methodik der systemischen Paartherapie beim Umgang mit häufigen klinischen Herausforderungen, vor die sich Paartherapeuten gestellt sehen, wie etwa sexuellen Problemen, dem Umgang mit Affären und eskalierenden Konflikten werden eingehend dargestellt und die spezifische Vorgehensweise erläutert. Die klinische Praxis der systemischen Paartherapie wird durch mehrere ausführliche Praxisexkurse mit teilweise wörtlich wiedergegebenen Therapietranskripten plastisch und nachvollziehbar vorgeführt und in ihren konzeptuellen und methodischen Grundlagen begründet.

I. PAARE, EHEN UND FAMILIEN: SINN UND KOMMUNIKATION

Welche Probleme löst die gute Ehe?

Max Frisch

Denkt man an *das Paar*, erscheint dieser Begriff zunächst selbstverständlich und nicht erklärungsbedürftig. Weitere passende Begriffe fallen einem ein: Paarbeziehung, Liebespaar, Ehepaar, Hochzeitspaar, Paarung, paaren ... eben Paarbeziehungen. Man denkt an zwei Menschen, die irgendwie zusammengehören, miteinander verbunden sind und irgendeine Gemeinsamkeit haben.

So selbstverständlich Paarbeziehungen sind, so schwer haben sie es, vor allem in der noch immer weit verbreiteten juristischen Vertragsform der Ehe, als eigenständige und abgegrenzte Einheiten gesehen und erfahren zu werden. Meist wird die Ehe als ein Paarverhältnis betrachtet, das auf sein *eigentliches* Ziel verweist: die Familienbildung. Wenn der Zweck der Heirat in der Gründung einer Familie besteht, wird die Elternschaft zur Vollendung der Ehe. Entsprechend schwer hat sie es dann, sich von Familie abzugrenzen.²

Dabei zeigt ein nüchterner Blick darauf, wie Paare, Ehepaare und Familien tatsächlich leben, daß es hier dringend einer Emanzipation der Paarbeziehung von der Familie bedarf. Auch für Familien- und Paartherapeuten scheint eine konzeptuelle Abgrenzung der Paarbeziehung von der Familie so nützlich wie notwendig.

Schon einige wenige Tatsachen verweisen auf diesen Abgrenzungsbedarf:

- Der enorme Anstieg der Lebenserwartung (z.B. für westdeutsche Männer um 6 Jahre, für westdeutsche Frauen um 10 Jahre allein in der Zeit zwischen 1960 und 1990) bedingt eine Zunahme der nachfamiliären Ehe- oder Paarbeziehungsphase, die nicht ohne Wirkung auf die Bedeutungsgebung für diese nachfamiliären Lebensphasen bleiben kann.
- Gleichzeitig verlängert sich die Phase der kinder- oder familienlosen Zeit einer oder mehrerer Paarbeziehungen vor der Familienphase. Etwa 20% aller Ehen bleiben ohnehin kinderlos, und der Trend zur Kinderlosigkeit ist aus den verschiedensten Gründen weiterhin ansteigend. Die Zahl der jährlichen Lebend-

² Besonders die Diskussion um die sogenannte »Homosexuellen-Ehe« – die aber natürlich keine Ehe ist, denn man wird ja noch nicht einmal verheiratet, sondern lediglich »verpartnert« – macht dies deutlich. Es gibt selbstverständlich keinen »natürlichen« Grund, warum Schwule oder Lesben keine Familie gründen können sollten.

geborenen hat sich seit Mitte der 60er Jahre beinahe halbiert. Aus beidem – der Ausweitung der nach- und vorfamiliären Ehe- und Paarbeziehungsphase – ergibt sich in vielen Fällen eine deutlich längere Gesamtdauer von Paarbeziehungsphasen gegenüber Familienphasen.

- Zur Bedeutungsverschiebung trägt ebenfalls die Tatsache bei, daß sich die Familienbildung auf den Nachwuchs von ein oder zwei Kindern beschränkt (25% aller Ehen haben ein Kind, 40% zwei Kinder) und sich zusätzlich die Geburtenabstände bei mehreren Kindern deutlich verkürzen. Eltern sind nur noch in einer kurzen Phase ihres Paarlebens in der Familienphase. Familie ist zu einer nicht notwendigen und schon gar nicht mehr selbstverständlichen und oft kurzzeitigen Möglichkeit eines Paares geworden.
- Auch im Erleben der Paare und in ihrer Kommunikation scheint es vielfach zu einer Entkopplung von Paarbeziehung, Elternschaft und Familie zu kommen. Immer seltener trifft man auf Paare, die sich gegenseitig und sogar in Abwesenheit ihrer Kinder als »Vati« und »Mutti« ansprechen. Verbreitet ist dagegen die Anrede mit dem Vornamen, oft nicht nur durch den Partner, sondern auch durch die Kinder. Für die Zufriedenheit eines Paares reicht es in vielen Fällen wohl nicht mehr aus, daß der Partner ein guter Vater oder eine gute Mutter ist oder beide sich zumindest wechselseitig dafür halten.
- Diese Emanzipation von der Familie hat weitreichende Konsequenzen für die nun deutlicher hervortretenden Unterschiede *innerhalb* von Paarbeziehungen. Es lassen sich ganz unterschiedliche Organisations- und Beziehungsformen von Paaren beschreiben: Aus Liebe folgt nicht mehr zwingend eine Ehe. Wer liebt, muß nicht auch noch heiraten. Umgekehrt allerdings scheint weiterhin zu gelten: Wer heiratet, sollte sich schon lieben. Häufiger werden jedoch neben der Liebe andere (zusätzlich) für notwendig erachtete Ehegründe angegeben: finanzielle und steuerliche Gründe und immer noch unangefochten an erster Stelle: Kinder. Paarbeziehungsformen differenzieren und pluralisieren sich: Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften, Paare ohne einen gemeinsamen Haushalt (living-apart-together), verdeckte Paarbeziehungen (forbidden relationships) oder Nebenbeziehungen (zu einem/einer oder mehreren Geliebten) und gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen werden zu selbstverständlichen Paarbeziehungsformen.

Der Bedeutungsverlust der Ehe als Familienform geht aber keineswegs mit einem Bedeutungsverlust von Paarbeziehungen einher. Schon bei Jugendlichen, erst recht bei sogenannten Singles und auch bei älteren, erfahrenen Beziehungsveteranen, wird in jeder neuen Studie eine noch ausgeprägtere Sehnsucht nach einer festen Paarbeziehung festgestellt, als sie bisher schon ermittelt worden war. Es droht oder lockt also keineswegs die vereinsamende Vereinzelung von nur noch um sich selbst kreisenden Monaden. Die Paarbeziehung erfährt weiterhin eine kaum zu überschätzende Wert-

steigerung. Das Liebespaar ist weit und breit der unangefochtene Sieger aller Beziehungs- und Organisationsoptionen. Es lohnt sich also – schon aus empirischen Gründen – genauer hinzuschauen, was das eigentlich sein kann: eine Paarbeziehung.

Paare und Paarbeziehungen werden alltagssprachlich als ein Gebilde betrachtet, dessen Elemente zwei Personen sind, die auf irgendeine Weise miteinander verbunden sind und deshalb eine Paarbeziehung haben. Seitdem systemische Beschreibungen und Erklärungen populär geworden sind, wird (auch alltagssprachlich) von einem System oder gar Paarsystem gesprochen.

Die neuere Systemtheorie (Luhmann 1984, Retzer 2002) gründet dagegen auf anderen Vorstellungen von einem System. Hier wird Kommunikation zum Systemelement. Die Systemtheorie versucht zu beschreiben, was in solchen Paarbeziehungen geschieht, warum das, was dort beschrieben werden kann, geschieht, und wie das, was geschieht, von den unmittelbar Beteiligten selbst beschrieben, erlebt, erlitten und manchmal auch genossen wird. Dazu stellt die neuere Systemtheorie von einer *personendefinierten Mitgliedschaft auf Sinn- und Funktionssysteme* um. Nicht mehr Personen sind die Elemente sozialer Systeme, sondern Kommunikation. Damit handelt man sich Vor- und Nachteile ein. Personen und deren Verhalten kann man beobachten, Sinn und Funktion dagegen nicht. Auf sie kann allenfalls aus Beobachtetem geschlossen werden. Dieser Vorgang (des Schließens und Erratens) findet immer dann statt, wenn Handeln (von Menschen) zu Kommunikation wird. Beobachtbares Handeln kann, wenn es für sinnvoll und sinnerzeugend gehalten wird, wenn es als intentional und funktional betrachtet (d.h. gedeutet) wird, zur Kommunikation werden.³ Wir haben also bei der Umstellung von Personen auf Sinn und Funktion von beobachtbarem Verhalten auszugehen, von dem dann auf Sinn geschlossen werden kann.

Sieht man sich selbst in einer Beziehung, etwa in einer Paarbeziehung, und will man es auch weiterhin bleiben, d.h. anschlussfähig kommunizieren, steht man ohnehin vor der Aufgabe, dem eigenen Verhalten Sinn zu geben – was nicht besonders schwer fällt – und vor allem dem Verhalten des Partners Sinn abzugewinnen, was dagegen häufig schon schwerer fallen kann. Als Beteiligter an einer Paarbeziehung schadet es nicht, weitere komplexe Sinnzuschreibungen vorzunehmen: Welchen Sinn gibt mein Partner meinem Verhalten? Welchen Sinn gibt er seinem Verhalten? Insofern ist die neuere Systemtheorie einerseits gewöhnungsbedürftig – denn Kommunikation und nicht Menschen werden als Elemente eines Systems betrachtet –, berücksichtigt aber andererseits genauer und realistischer »systemtheoretische Alltagsüberlegungen« der Beteiligten.

Für die Beteiligten an einer Paarbeziehung sind Sinnerzeugung und Sinnzuschrei-

³ Es muß aber nicht zu Kommunikation werden, es kann auch weiterhin lediglich Verhalten bleiben, denn man kann zwar nicht kommunizieren, aber man kann sich nicht nicht verhalten (Retzer 2002).

bung schon immer selbstverständlich. Sinn ermöglicht die Auswahl spezifischer Handlungen aus dem Repertoire aller möglichen Handlungen. Handelt man sinnvoll, ist nicht mehr alles möglich bzw. das, was nun möglich ist, tritt mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder auf. Sinn erzeugt Möglichkeiten, die anschließend immer wahrscheinlicher werden. Sinn erzeugt durch die Unterscheidung von Möglichem und Unmöglichem Redundanz und Berechenbarkeit und stellt damit eine Sicherheitsfunktion zur Verfügung. Man kann sich (z. B. in Paarbeziehungen) Fehlgriffe erlauben, weil man weiß, wie man wieder »zurückkommen« kann, um »weitermachen« zu können. Die ungeheure intime Komplexität wird reduziert. Die Welt der Möglichkeiten schrumpft auf eine handhabbare (sinnvolle) Größe. Sinn begründet damit die Bedeutungsgebung der Welt und der darin auftauchenden Zeichen. Ein Zeichen muß erst einen Sinn haben, um seine Funktion erfüllen zu können, z. B. mich (oder andere) zu einem bestimmten Verhalten zu bringen oder auch zu seiner Unterlassung zu veranlassen. Sinn ist selbst aber kein Zeichen, sondern ermöglicht Zeichen. Sinnggebung und sinnvolles Handeln ist keine Angelegenheit von einzelnen Individuen, sondern eine Operation des Systems, d. h. seiner Funktion. Jedes System hat dadurch so etwas wie ein eigenes Sinnesorgan oder (besser gesagt) ist ein solches Sinnesorgan. Ein solches Sinnesorgan legt fest, was überhaupt wahrgenommen wird, welchen Sinn das Wahrgenommene bekommt und welche praktischen Konsequenzen daraus folgen können.⁴ Jedes System kann nun seine eigenen Operationen mit Hilfe eines ihm eigenen Sinnesorgans, das sich von einem Code ableitet, beobachten. Dieser Kommunikationscode gibt an, wie eine bestimmte Kommunikation zu behandeln ist und welche Konsequenzen zu ziehen sind, um die mehr oder weniger spezifische Funktion des Systems zu erfüllen.

Stellt man nun – wie ich das hier vorschlage – auch für Paarbeziehungen von personenbezogenen Mitgliedersystemen auf sinn- und funktionsgeleitete Kommunikationssysteme um und beginnt, Kommunikationssysteme zu beobachten, so wird man bald feststellen, daß unterschiedlichste Kommunikationssysteme gleichzeitig und am selben Ort unter Beteiligung derselben Personen operieren können. Ein und dieselbe Person kann gleichzeitig in verschiedenen Kommunikationssystemen operieren. Eine Paarbeziehung lediglich als ein Gebilde aus zwei Menschen zu beschreiben, greift dann zu kurz. Es muß weiter differenziert werden, welche unterschied-

⁴ So kann das menschliche Ohr mechanische Schwingungen nur in einem bestimmten Frequenzbereich wahrnehmen (maximal und nur bei einem jungen Menschen zwischen einer oberen Tongrenze von ca. 20000 Hz und einer unteren Tongrenze von ca. 16 Hz). Nun gibt es sehr teure Hifi-Anlagen, die ein Hörvergnügen weit über 20000 Hz versprechen. Solche Anlagen sind sinnlos, da unser spezifisches akustisches Sinnesorgan diesen Hörgenuß noch nicht einmal ignorieren muß. Solche Töne werden einfach nicht wahrgenommen, d. h. sie existieren für das menschliche Ohr gar nicht. Allenfalls könnte ein junger Hund (vielleicht) von einer solchen Hifi-Anlage profitieren, denn er verfügt über ein akustisches Sinnesorgan, für das hohe Töne weit über 20000 Hz Sinn machen, d. h. wahrnehmbar sind.

lichen Funktionen, Kommunikationscodes und welchen Sinn die Kommunikation eines Paares hervorbringt.

Beginnen wir aber am Anfang und stellen die Ausgangsfragen. Was ist der Sinn, der Paarbeziehung erzeugt und begründet? Wie können zwei Personen dazu gebracht werden, in höchst unwahrscheinlicher Weise ihre Kommunikation so zu koordinieren, daß daraus der Beginn einer Paarbeziehung werden kann? Welche Voraussetzungen müssen für diese regelmäßig erzeugte Unwahrscheinlichkeit gegeben sein? Wie ist überhaupt zu erklären, daß zwei Menschen sich mehr oder weniger langfristig zusammentun und bestimmte Gefühle füreinander entwickeln? Warum tun sie dies alles, obwohl es dazu keinerlei natürliche Notwendigkeit gibt? Warum lassen sich Menschen immer wieder auf Paarbeziehungen ein, obwohl es weder für das individuelle Überleben noch für die Erzeugung und Aufzucht des Nachwuchses, noch für das eigene Sterben notwendig ist? Zwar heißt es so schön: Mit Dir möchte ich gerne alt werden! Aber man wird natürlich auch allein alt, denn alt zu werden ist nicht notwendig daran gebunden, mit jemand anderem gemeinsam alt zu werden. Was ermöglicht also eine Paarbeziehung, was ohne eine Paarbeziehung nicht oder nur schwer möglich wäre?

Es kann kaum einen Zweifel daran geben, daß in unserer abendländischen Kultur die wichtigste Antwort, vielleicht sogar die einzig mögliche Antwort auf all diese ersten Fragen die Liebe sein muß, die Liebe als ein sinnstiftendes Kulturphänomen. Es gibt wohl niemanden, der nicht von diesem Phänomen umgetrieben würde, sei es als Genießender und deshalb oft für andere Ungenießbarer oder auch als Leidender. Offenbar läßt sich Liebe nicht vermeiden. Obwohl höchstpersönlich erfahren, ist die Liebe gleichzeitig ein Kulturphänomen, denn auch Erfahrungen und Erleben des Einzelnen sind an Voraussetzungen gebunden, die aus der umgebenden sozialen Sphäre, aus der Kultur stammen und erlebten und erfahrenen Sinn entstehen lassen. Es gibt wahrscheinlich kaum etwas Öffentlicheres als das Intime.

Unter Aufgeklärten (und wer ist das eigentlich nicht?) wird die Liebe gerne leicht ironisch-distanziert als irgendwie überwunden abgetan. Aber man hat wohl doch auch hier etwas zu vorschnell an den umfassenden Sieg der aufklärerischen Vernunft als Grundlage unserer intimsten Beziehungen geglaubt. Etwas zu voreilig geben sich die unvermeidlichen Ratschläge für den Umgang mit dem Intimen (besonders in Paarbeziehungen) vernünftig, berechenbar und gesellschaftsfähig. Der intime Alltag funktioniert nach wie vor anders: Es knirscht zwischen den allgegenwärtigen Liebesmythen und den vernünftigen Lösungsvorschlägen, zwischen der unbelehrbaren Subjektivität der Paare und den aufgeklärten gesellschaftlichen Vollzügen. Wir wissen das natürlich alle, auch wenn wir uns meist hüten, es öffentlich kundzutun. Deshalb soll hier auch nicht mit der modernen Vernunft begonnen werden – dort wird man ohnehin schon früh genug wieder ankommen –, sondern dort, wo alles anfang bzw. noch immer beginnt und meist auch endet, bei den Mythen des Paares und der Liebe, beim Liebespaar.

1. DIE LIEBESBEZIEHUNG

1.1. Die Liebesbeziehung: Ein sinnstiftendes Kommunikationssystem

Aber schon tauchen die ersten Schwierigkeiten auf. Was ist das eigentlich: die Liebe?

Zunächst einfach nur ein Wort, ein Substantiv oder wie ein Schulkind in den ersten Klassen antworten würde: ein Dingwort. Aber: Gibt es ein solches Ding, das Liebe genannt wird, und hat es entsprechende physikalische Qualitäten, die beschrieben, analysiert und untersucht werden könnten? Die Rede ist ja oft von solchen physikalischen Ding-Qualitäten. Liebe kann tief, schwer, bitter, süß, verloren, gefunden oder gar wiedergefunden, entdeckt oder wiederentdeckt sein, oder es werden gar in mathematischen Gleichungen geronnene physikalische Liebes-Gesetzmäßigkeiten beschrieben, wonach sich die Größe der Liebe direkt proportional zum Quadrat der Entfernung zwischen den Liebenden verhalte, oder auch, daß es bestimmte Halbwertzeiten der Liebe gebe, die Liebe also eine Art von strahlendem Material sei, eine Art Beziehungsplutonium, das mit der Zeit (genauer: der Halbwertzeit) seine Strahlkraft verliere. Es sei hier dahingestellt, wie man das bewerten muß: positiv als Abnahme der gesundheitsschädigenden Radioaktivität oder negativ als Abnahme des radioaktiven Energiepotentials. Auf jeden Fall stellen sich Fragen nach den Möglichkeiten der Wiederaufbereitung bzw. der Endlagerung für den radioaktiven Liebesmüll. Verständlich daher, daß manche und mancher an einen endgültigen Ausstieg aus dieser gefährlichen, weil letztlich nicht beherrschbaren Liebes-Technologie denkt und einen Umstieg auf konventionellere Formen der Energieerzeugung, auf jeden Fall drastische Energiesparmaßnahmen erwägt: Spart euch die Liebesenergie! Dennoch ist auch beim Ausstieg mit den bekannten Restlaufzeiten zu rechnen.

So anschaulich-konkret auch die meisten Liebesmetaphern sind, wird man trotz angestrengter Suche nichts Substantielles finden. Selbst neueste medizinische Analysemethoden bieten nur leere Befunde: Vielfältigste Analysen von Mittelstrahlurinen, serologische Antikörperbestimmungen, kleine und selbst große Blutbilder, einfache Röntgenreihenuntersuchungen bis hin zu modernsten bildgebenden Verfahren wie Kernspin- oder Positronenemissionstomographien blieben bisher ergebnislos. Weder wurde die Liebe selbst gefunden noch gelang es, sie anhand von spezifischen biologischen Markern zu diagnostizieren und dingfest zu machen. Obwohl wir also oft genug an die Liebe als etwas zu unserer Natur Gehöriges, als etwas Biologisches denken, finden wir die Liebe nicht im Phänomenbereich der Biologie oder der Natur,

weil sie kein biologisches oder natürliches Phänomen ist. Es ist eben nur die *Rede* von der Liebe, die man hat, findet oder eben auch wieder verliert. Der Gegenstand der Liebe sind *Geschichten, Liebesgeschichten* oder *Mythen*.

Über die Liebe zu reden, heißt früher oder später über Liebesgeschichten und Liebesmythen zu reden und Liebesgeschichten zu erzählen, und das nicht erst seit gestern. Liebesgeschichten haben eine lange Tradition und sind gleichzeitig aktuell. Sie scheinen eine der Konstanten der Menschheit zu sein, von der sogenannten grauen Vorzeit über die Antike, das Mittelalter und die Moderne bis in die bunt schillernde Postmoderne: Woher wüßten wir denn sonst überhaupt, was die Liebe ist und welches Erleben und welche Erfahrungen damit verbunden sind? Es ist uns erzählt worden in Geschichten, Büchern, Schlagern und natürlich im Kino.

Wo Instinkt, Biologie und Natur nicht ausreichen, um soziale Systeme entstehen zu lassen oder deren Entstehung zu erklären, wird die Liebe zu einem Systeme erzeugenden Kulturphänomen. In einer kulturvergleichenden Studie wurden 166 Gesellschaften unter der Fragestellung untersucht, wie weit verbreitet das Phänomen der romantischen Liebe tatsächlich ist (Jankowiak & Fischer 1992, Jankowiak 1995). In 148 Fällen ließ sich das Vorkommen romantischer Liebesgefühle und entsprechender Verhaltensweisen belegen, von denen man lange Zeit geglaubt hatte, sie seien lediglich Errungenschaften der westlichen Zivilisation. In den verbleibenden 18 Fällen konnte allerdings nicht das Fehlen der romantischen Liebe festgestellt werden, sondern es wurde lediglich nicht gezielt nach Indikatoren für das Konzept der romantischen Liebe gesucht. Offensichtlich haben wir es also mit einem universalen Phänomen zu tun. Kulturelle Unterschiede lassen sich dann nicht mehr an der Frage der An- oder Abwesenheit der romantischen Liebe festmachen, sondern allenfalls an der Frage, welche organisatorischen und kommunikativen Formen die überall erzeugte Sinnkategorie der romantischen Liebe annimmt.

Nimmt man gesellschaftliche, soziale und kulturelle Kontexte als Folie, vor deren Hintergrund Paarbeziehungen und Liebe betrachtet werden können, so lassen sich zunächst folgende historische Entwicklungen beschreiben:

Eine hierarchische, entlang von Klassen und Ständen organisierte Kultur und Gesellschaft des Mittelalters transformiert sich spätestens seit der Renaissance zu einer funktional differenzierten modernen Gesellschaft. Eine durch Rang und Klasse bestimmte Mitgliedschaft in einer hierarchisch geordneten Systemumwelt, in der jeder seinen Platz, seine Rolle, seine Identität hatte und seinen Sinn beziehen konnte, wird durch eine weitgehende Differenzierung in unterschiedliche Systeme abgelöst. Diese unterschiedlichen Systeme ergänzen sich nicht mehr in Rängen, Schichten oder Hierarchien, sondern stehen gleichberechtigt nebeneinander. Sie unterscheiden sich lediglich durch ihre Funktion bei der Bearbeitung unterschiedlicher gesellschaftlicher Aufgaben. Um diese Aufgaben zu erfüllen, entwickeln sich spezifische Kommunikationscodes, durch die Operationen in dem jeweiligen System funktionieren. Diese Systeme verselbständigen sich. Jedes Funktionssystem schaut die Welt aus-

schließlich aus seiner ihm eigenen Perspektive an. Es entstehen so viele Welten oder Weltanschauungen, wie es differenzierte Funktionssysteme gibt. Für jedes Funktionssystem gibt es nun eine andere Welt. Diese modernen Systemtypen bestimmen sich selbst. Sie unterscheiden sich von anderen Systemen nicht mehr durch ihre unterschiedlichen Mitglieder, sondern durch ihre unterschiedlichen Funktionen und ihre unterschiedliche Art, die Welt zu betrachten, d. h. die Welt in Sinn zu verwandeln. Soziale Systeme sind nicht mehr durch ihre Teilnehmer (Mitglieder) definiert, und umgekehrt werden Individuen nicht mehr durch ihre Teilnahme (Mitgliedschaft) an sozialen Systemen (bzw. einem sozialen System) definiert.

Es stellen sich neue Fragen: Wie kann das Individuum, wenn seine soziale Zugehörigkeit keine verlässliche Referenz und Quelle für Identität mehr ist, sich selbst bestimmen? Stellt sich möglicherweise aber überhaupt erst die Frage nach der Identität mit der Diversifikation unterschiedlicher Funktionssysteme, die einen allumfassenden identischen Weltentwurf nicht mehr zulassen? Diese Frage wird um so brisanter, als sich unter Assistenz von Psychologie, Psychotherapie, Psychiatrie und auch moderner Systemtheorie immer mehr eine bestimmte *Normalidentität* durchsetzt bzw. durchgesetzt wird: Man hat sich in viele Selbste, Identitäten, Persönlichkeiten zu zerlegen, um in möglichst vielen sozialen Umwelten (Funktionssystemen) überleben zu können, d. h. zu funktionieren. Nicht zuletzt unter systemtheoretischer Anleitung, betreut durch Autoren, Berater und Therapeuten, wird »Kontextflexibilität« oder etwas wie »Systemkompetenz« zu einer neuen systemischen Normalitätsdiagnose. Zum zentralen Merkmal des Individuums (lat.: das *unteilbare*) wird seine Teil- und Aufteilbarkeit. Was ihm selbst dann noch bleibt, ist sein individuelles Problem der Identität. Der Soziologe Richard Sennett (1998) hat dies auf die griffige Formel vom *flexiblen Menschen* gebracht.

Gesellschaft ist nicht mehr die Quelle für die Identität des Einzelnen und kann auch keine Lösungsressource für das Identitätsproblem des Einzelnen sein. Gesellschaft oder soziale Zugehörigkeit gibt nur mehr partiell und vorübergehend vor, was der Fall ist, d. h. wie man vorübergehend zu erleben, wahrzunehmen und zu handeln hat. Es gibt inzwischen aber viele Fälle. Gesellschaft gibt lediglich noch das vom Einzelnen zu lösende Problem vor: die unbekannte Antwort auf die Frage der personalen und sozialen Identität.⁵ Unwahrscheinlich daher auch, daß von der Gesellschaft zugleich Lösungen für das Problem der Individualität der Individuen zu erwarten wären.⁶ Im Gegenteil, Hoffnung besteht vielleicht gerade in der Abwendung von Gesellschaft.

⁵ Insofern trifft der etwas oberflächlich erscheinende Slapstick-Song des TV-Entertainers Hape Kerkeling die Situation mit großer Präzision: Das ganze Leben ist ein Quiz, und wir sind nur die Kandidaten.

⁶ Man denkt: hier bist du gut aufgehoben, allein unter lauter Einzelnen . . . am Ende indessen . . . Man war auch hier der einzige Einzelne weit und breit (Botho Strauß).

Kaum ein anderer hat dieses moderne Identitätsproblem so deutlich beschrieben wie Martin Heidegger (1927). Das moderne Individuum kommt in seiner Eingebundenheit in Funktionssysteme in eine Situation, in der »die Anderen ihm sein Sein abgenommen haben« (ebd., S. 126). Man funktioniert eben so, wie man funktioniert, und läßt sich von dem *man* die Seinsarten der Alltäglichkeit vorschreiben: »Wir genießen und vergnügen uns, wie *man* genießt; wir lesen, sehen und urteilen über Literatur und Kunst, wie *man* sieht und urteilt; wir ziehen uns aber auch vom »großen Haufen« zurück, wie *man* sich zurückzieht; wir finden »empörend«, was *man* empörend findet« (ebd., S. 126f). Diese Art von »Öffentlichkeit« – eine andere Bezeichnung für die Teilnahme an Funktionssystemen – erzeugt Durchschnittlichkeit durch »die *Einebnung* aller Seinsmöglichkeiten« (ebd., S. 127). Sie geschieht durch ein Nichteingehen auf das vom Durchschnitt Abweichende, »... weil sie unempfindlich ist gegen alle Unterschiede des Niveaus und der Echtheit. Die Öffentlichkeit verdunkelt alles und gibt das so Verdeckte als das Bekannte und jedem Zugängliche aus (...). Das Man »war« es immer und doch kann gesagt werden, »keiner« ist es gewesen« (ebd.). Ergebnis: Jeder ist der Andere, und keiner ist er selbst.

Heidegger unterscheidet zwei Arten von Selbst: Das Man-selbst und das eigentliche, d.h. eigens ergriffene Selbst. »Als Man-selbst ist das jeweilige Dasein in das Man *zerstreut* und muß sich erst finden« (ebd., S. 129). Das Individuum und seine Identität läßt sich nicht mehr durch seine soziale Zugehörigkeit, durch seine (räumliche) Systemverortung (äußerlich) bestimmen. Im Gegenteil, es läuft Gefahr, sich gerade dort zu verlieren, indem es sich zerstreut.

Akzeptiert man die skizzierte Entwicklung, dann kann Identität, soll sie durch alle Wechselfälle der (äußeren) Teilnahme an verschiedenen Funktionssystemen vorhanden und bewahrt bleiben, nur im *Inneren* vermutet und gesucht werden. Die moderne Vermutung der Innerlichkeit von Individualität und Identität verleiht dem Kommunikationscode der Liebe seine besondere Bedeutung. Durch die Inanspruchnahme der Liebe läßt sich der Versuch unternehmen, Individualität in der Intimbeziehung zu kommunizieren. Dazu muß aber ein außergewöhnliches Kunststück aufgeführt werden: Höchstpersönliches individuelles Erleben soll soziale Bestätigung erfahren. Das Individuum soll nun in dem, was es ist, was es sieht und was es empfindet, bei jemand anderem – ebenfalls ein solches Individuum mit einer gewissen *Innerlichkeit* – Anklang finden.

Mit der Etablierung von Funktionssystemen sind gerade solche sozialen Systeme begünstigt und erfreuen sich einer wertgesteigerten Beliebtheit, die genau das ermöglichen: *soziale Bestätigung höchstpersönlichen individuellen Erlebens*. Der Andere, ein ebenfalls individuell erlebendes Individuum, kann diese Bestätigung im Idealfall bereitstellen und geben, wenn er selbst (im Idealfall) Anklang findet. Wenn er erlebt, in der Welt des Anderen als Einzigartiger vorzukommen, d.h. geliebt zu werden. Ob es tatsächlich so ist, können beide niemals mit Gewißheit wissen. Für die Erreichung des Ziels – für höchstpersönliches individuelles Erleben soziale Bestäti-

gung zu erlangen – ist diese Gewißheit allerdings nicht relevant, es sei denn, man hält sie für relevant.

Hegel hat diese Herausforderung in unübertroffener Weise zusammengefaßt: »Jedes ist dem Anderen die Mitte, durch welche jedes sich mit sich selbst vermittelt und zusammenschließt, und jedes sich und dem Anderen unmittelbares für sich seiendes Wesen, welches zugleich nur durch diese Vermittlung so für sich ist. *Sie anerkennen sich als gegenseitig sich anerkennend*« (Hegel 1807, S. 146). Hier wird der Verinnerlichung von Identität das Programm geschrieben und damit der Äußerlichkeit gesellschaftlicher Entwicklung (differenzierte Funktionssysteme) Rechnung getragen, eine der prägnantesten Definitionen des Kommunikationscodes der Liebe.

Vorstellungen über das, was Liebe sein kann, kamen allerdings nicht erst mit Hegel in die Welt. Solche Vorstellungen sind alt und gehören zum bewährten Kulturgut. Sie gehören zu den langlebigsten Mythen unserer Kultur. Sie stellen einen Methodenvorrat zur Verfügung, dessen man sich bei den anstehenden modernen Aufgaben der Identitätsbildung mit Hilfe der Liebe bedienen kann. Will man eine systemische Beschreibung von Intimität liefern, kommt man an diesen Mythen nicht vorbei.

1.2. Liebesmythen und ihre Funktionen

*Wo Liebe entsteht, kommt ein Wirbel auf
wie vor dem ersten Schöpfungstag.*
Ingeborg Bachmann

Von Anfang an sind diese Liebesmythen mit dem Begriff des Paares verbunden. Wenn wir an Liebe denken, denken wir gleichzeitig an Liebesgeschichten und Liebespaare, meist an sehr konkrete Paare: Adam und Eva, Theseus und Ariadne, Tristan und Isolde, Romeo und Julia, Humphrey Bogart und Ingrid Bergman (bzw. Richard Blaine und Ilsa Lund).

Warum halten sich Liebesgeschichten so lange? Warum sind sie auch und gerade heute so aktuell? Welche Funktionen erfüllen sie, so daß man offensichtlich nicht auf sie verzichten zu können glaubt oder ganz einfach nicht darauf verzichtet? Monika Maron hat in ihrem deutschen Nachwende-Roman *Animal triste* eine einfache Antwort gegeben: »Man kann im Leben nichts versäumen als die Liebe« (Maron 1996, S. 23).

Große Mythen der Menschheit beziehen sich meist auf die Zeit der Götter, die Zeit, wo es etwas zu erzählen gibt und von der man daher erzählen kann. Man erzählt sich vom Gewordensein der Welt, vom Gewordensein des Menschen. Man erzählt sich von den Verfahrensweisen und Riten, die dafür sorgen, daß die Welt und die Menschen nicht wieder vergehen: Warum da etwas ist und nicht vielmehr nichts, und was dafür sorgt, daß da immer noch etwas ist und nicht vielmehr wieder nichts.

Diese Mythen werden erinnert, indem sie erzählt werden. Sie werden vergessen,

wenn sie nicht erzählt werden, weil etwa die heroische Vergangenheit keinen Bezugsrahmen mehr in der Gegenwart findet.

Der erinnerte Mythos ist ein gegenwärtiger Bezug auf Vergangenheit, der von dorthin Licht auf Gegenwart und Zukunft fallen läßt (Assmann 1997). Dieser Vergangenheitsbezug des Mythos steht im Dienst zweier Funktionen:

- *Die fundierende Funktion* stellt Gegenwärtiges ins Licht einer Geschichte. Indem die Vergangenheit bis in die Gegenwart und möglicherweise auch in die Zukunft wirkt, läßt der Mythos das Gegenwärtige bedeutsam erscheinen. Die Gegenwart kann dadurch sinnvoll, gottgewollt, notwendig, unabänderlich erscheinen.
- *Die kontrapräsentische Funktion* ermöglicht die Beobachtung von Unterschieden. Sie ermöglicht eine Defizitbeobachtung und -erfahrung der Gegenwart, indem sie gleichzeitig eine heroische Vergangenheit beschwört. Dadurch beleuchtet der Mythos auf besondere Weise die Gegenwart: Er hebt das Fehlende, Verschwundene, Verlorene, das an den Rand Gedrängte hervor und macht den Unterschied zwischen einst und jetzt beobachtbar.

Spätestens hier wird der Mythencharakter der Liebe deutlich. Die Liebe hat etwas mit dem Anfang zu tun, mit dem sehnsüchtigen Blick auf den Beginn, auf die vergangene Zeit vor dem schleichenden oder galoppierenden Verzicht, Zerfall oder Verrat. Auf die Zeit, als wir alle noch wußten, was wir wollten: als die Aussicht auf eine durch Bestechung und Feigheit mittelmäßig gemachte Karriere und eine durch Verrat mittelmäßige Ehe noch Abscheu und Verachtung auslösten, als wir noch genau wußten, was wir unbedingt wollten und was wir niemals tun würden, als die Frage »Geld oder Liebe.« noch keine Frage war.

Prinzipiell kann jeder Mythos beide Funktionen erfüllen. Die fundierende Funktion kann jederzeit zu einer kontrapräsentischen werden. Die Funktionen hängen von der Bedeutung ab, die dem Mythos in der Gegenwart gegeben wird. Er kann dadurch handlungsanleitend und zur Orientierung für den Einzelnen oder das Paar in der Gegenwart werden. Bei extremer Defiziterfahrung kann eine kontrapräsentische Funktion revolutionäre Konsequenzen haben. Die erinnerten Überlieferungen bestätigen das gegenwärtig Gegebene nicht mehr. Sie stellen das Gegebene grundlegend in Frage und rufen zu einer radikalen Veränderung oder zum Umsturz auf.

Dieser Umsturz kann die am erinnerten Mythos orientierte Veränderung der Gegenwart sein: als Rekonstruktionsversuche einer Liebesbeziehung oder als Auflösung der Paarbeziehung und erneuter Versuch einer neuen Paarbeziehung, die sich wiederum durch einen Liebesmythos fundieren wird.

Eine weitere Veränderungsmöglichkeit besteht in der nachhaltigen Veränderung des Mythos selbst. Die radikalste Form ist sein Vergessen. Das Mittel ist die Unterlassung, den Liebesmythos zu erzählen. Die institutionelle Gegenwart kann dann so bleiben, wie sie ist. Die kontrapräsentische Funktion wird einfach nicht mehr wahrgenommen, d. h. sie stört dann auch nicht mehr. Dies kann etwa dadurch geschehen,

daß sich eine Liebesbeziehung in eine Partnerschaft oder irgendeine Art von zweckgebundener Arbeitsgemeinschaft transformiert (Geld). Die Paarbeziehung vergißt ihren eigenen Ursprungsmythos. Das radioaktive Liebesmaterial ist entsorgt, und man hat auf weniger gefährliche Energie umgestellt. Ein paar Sonnenkollektoren werden aufs Dach des Niedrigenergie-Eigenheims geschraubt und im Garten des Reihenhauses ein paar bunte Windrädchen aufgestellt.

Die beschriebenen Konsequenzen einer kontrapräsentischen Handlungsoption tauchen in der ethnologischen Unterscheidung zwischen *heißen* und *kalten* Gesellschaften auf (Lévi-Strauss 1962, S. 270f). Als heiße Gesellschaften werden Gesellschaften bezeichnet, die ihr historisches Werden (d.h. den erinnerten Mythos) konsequent in ihre Erzählung einbauen und damit zu einem Motor ihrer Entwicklung machen. Kalte Gesellschaften dagegen sind Gesellschaften, die sich Institutionen schaffen, die automatisch (d.h. unbemerkt, unerzählt) die Wirkungen des Mythos annullieren, die er auf ihr Gleichgewicht und ihre Kontinuität haben könnte.

Neben diesen *temporalen* Mythenfunktionen lassen sich für den Liebesmythos weitere Funktionen beschreiben, die ich die *exklusive* und die *inklusive Funktion* nenne. Diese *räumlichen* Mythenfunktionen teilen den sozialen Raum in Innen und Außen, wodurch erst etwas ist und nicht etwa nichts. Sie sind damit grundlegende Funktionen, durch die ein soziales System sich selbst konstituiert. Die exklusive/inklusive Funktion des Liebesmythos macht die Liebesbeziehung zu einem operationsfähigen, komplex differenzierten System.

1.2.1. Die exklusive Funktion des Liebesmythos

Welten entronnen du mir gewonnen!
Tristan und Isolde

Die exklusive Funktion besteht formal gesehen in der Unterscheidung, der Grenzziehung und der Ab- und Ausgrenzung von Anderem gegenüber Eigenem. Es geht hier um die Erzeugung einer System-Umwelt-Differenz und damit um die Selbsterzeugung eines Systems. Sie besteht in der Abgrenzung bis hin zur Ausblendung der Umwelt oder, allgemeiner gesprochen, der Ausgrenzung von Dritten aus der Liebesbeziehung. Eine Liebesbeziehung kann es nun einmal nicht im Kollektiv geben. Wo das Kollektiv beginnt, endet das Liebespaar. Der Liebesmythos ermöglicht ein solches Exklusivverhältnis. Diese Exklusion kann sich auf alles Mögliche beziehen. Die Liebesbeziehung bzw. der Liebesmythos bestimmt, was auszuschließen ist und was ausgeschlossen wird. Häufige Ausgrenzungsziele, die in den unterschiedlichsten kulturellen Überlieferungen von heiligen Schriften, über Legenden, Romane, Gedichte, Filme bis in banal erscheinenden Schlagertexten aufbewahrt und durch die Zeiten zum allseitigen Gebrauch transportiert werden, sollen nun beschrieben werden.